



„Ich will, dass das Corona-Virus mal endlich vorbeigeht“

Die große Angst vor dem zweiten Lockdown – Leben im Ausnahmezustand:
Wie junge Frauen damit umgehen

Fachbeitrag von Dr. Beate Großegger

Wien, 2020

Foto-Credits: Daniel Wisniewski, Fenja Eisenhauer, Freyja Schimkus / www.jugendfotos.at; Pixabay

Institut für Jugendkulturforschung
Alserbachstraße 18 / 7. OG / 1090 Wien
Tel. +43 / (0)1 / 532 67 95
E-Mail-Adresse der Studienautorin: bgrossegger@jugendkultur.at

© Sämtliche Inhalte unterliegen dem Urheberrecht.

Wir freuen uns, wenn Sie aus dem Fachbeitrag von Dr. Beate Großegger zitieren, ersuchen jedoch um korrekte Zitation bzw. Quellenangabe.

Für auszugsweise Wiederveröffentlichung wenden Sie sich bitte an studien@jugendkultur.at oder direkt an Beate Großegger – bgrossegger@jugendkultur.at

„Ich will, dass das Corona-Virus mal endlich vorbeigeht“¹

Die große Angst vor dem zweiten Lockdown – Leben im Ausnahmezustand: Wie junge Frauen damit umgehen

Beate Großegger

Der Corona-Lockdown im Frühjahr 2020 kam für junge Menschen völlig unerwartet. Nahezu über Nacht wurden sie aus ihren Alltagsroutinen herauskatapultiert und fanden sich unvorbereitet im Ausnahmezustand wieder. Vieles von dem, was bislang Teil des gewohnten Lebensvollzugs war, war nun plötzlich nicht mehr möglich, und so manches, was jungen Menschen wichtig ist, beispielsweise in der Freizeit rauszugehen, FreundInnen zu treffen, neue Leute kennenzulernen, zu reisen und neue Eindrücke zu sammeln, war gar untersagt. Die Situation war völlig neu und verstörend. Hinzu kam die Unsicherheit, wie gefährlich das Virus denn nun wirklich ist: Jede vierte junge Frau hatte große Angst, sich anzustecken. Viele hatten gleich zu Beginn der Krise zudem bereits Angst vor den wirtschaftlichen Folgen.

Im Herbst 2020 mehrt sich nun die Sorge, dass uns eine zweite Welle möglicherweise einen weiteren Lockdown bescheren könnte. ExpertInnen verweisen darauf, dass sich psychische Belastungen, die wir aus der ersten Welle mitgenommen haben, erst verzögert äußern.² Unsicherheit, wie es weitergehen soll, und die Frage, wie lange die Covid-19-Pandemie unseren Alltag noch bestimmen wird, bleiben Thema. Was bedeutet das alles für junge Menschen? Und wie gehen sie damit um? Erfahrungen aus dem ersten Lockdown liefern Antworten.

Wir haben uns im Rahmen einer Repräsentativ-Umfrage unter 500 jungen Frauen im Alter von 16 bis 29 Jahren angesehen, wie sie den ersten Lockdown erlebten. Methodisch haben wir uns dabei für eine offene Frage entschieden und die Studienteilnehmerinnen gebeten, uns zu sagen, wie es ihnen persönlich mit der aktuellen Situation geht. Im Anschluss wurden die Statements im Rahmen einer qualitativen Inhaltsanalyse vercodet, ausgewertet und unter Hinzunahme weiterer Daten aus Eigenstudien des Instituts für Jugendkulturforschung interpretiert. Die Ergebnisse dieser Analyse zeigen, mit welchen Herausforderungen sich junge Frauen im Corona-Lockdown konfrontiert sahen und wie unterschiedlich sie darauf reagierten.

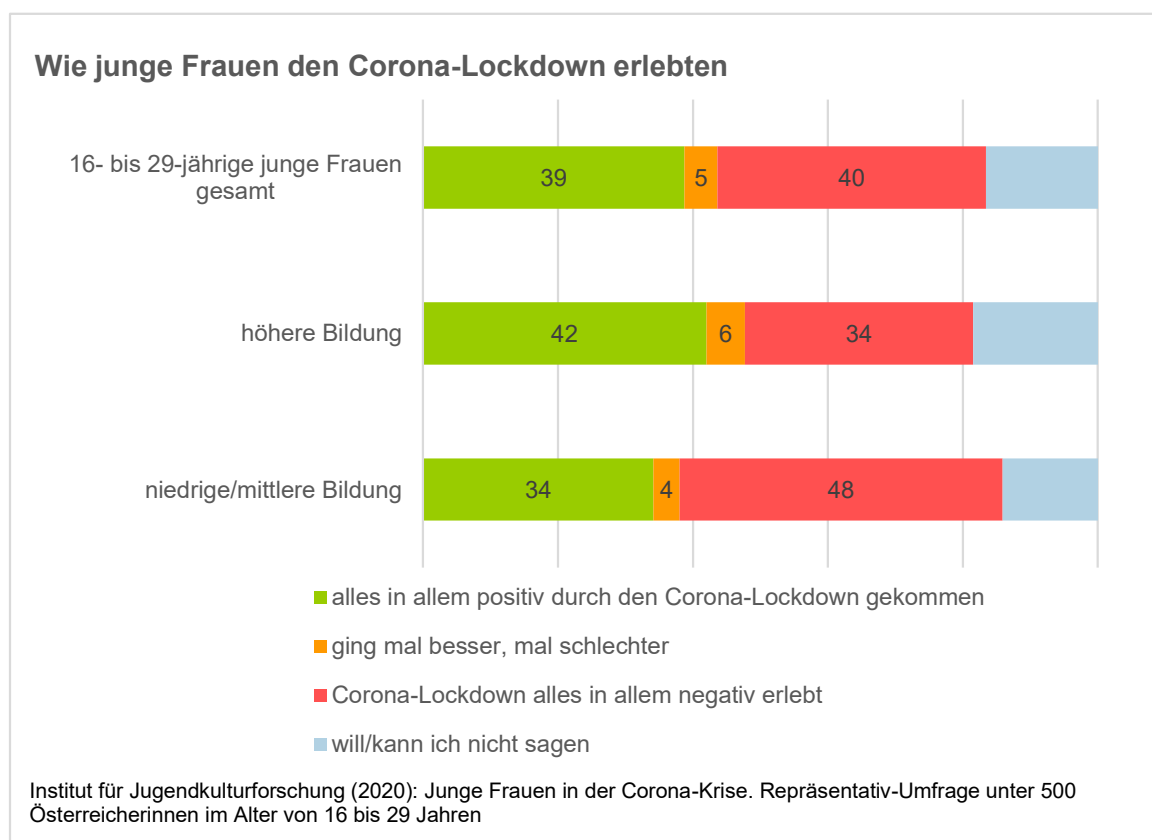
¹ words of relevant mouth: weiblich/25 bis 29 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Mitte

² vgl. Coronavirus: Psychische Belastungen kommen verzögert – <https://science.orf.at/stories/3201369/> (Beitrag vom 13.8.2020, Zugriff am 20.8.2020)

In unteren Bildungsmilieus wird die Corona-Krise deutlich negativer erlebt als in den Bildungsschichten

Der Lockdown im Frühjahr 2020 kam völlig unvorbereitet und war für alle gleichermaßen ein Schock. Und dennoch zeigen sich in der Bewertung des Lockdown Unterschiede zwischen den Bildungs- und Sozialmilieus. In den bildungsnahen Schichten ist der Lockdown für junge Frauen zwar eine einschneidende Erfahrung, er wird aber alles in allem weniger negativ erlebt als in unteren Bildungs- und Sozialmilieus. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass der Lockdown hier und dort sehr unterschiedliche Veränderungen im Alltag der jungen Frauen mit sich brachte.

Blicken wir zunächst auf die bildungsnahen Milieus. Schülerinnen und Studierende erleben den Lockdown im *Homelearning*-Modus. Diejenigen, die ihre Ausbildung bereits abgeschlossen haben und berufstätig sind, arbeiten größtenteils in Berufen, in denen Home-Office möglich ist. Der Lockdown ist für sie zwar eine Umstellung in den Lebensgewohnheiten, viele sagen sich jedoch: „Wenn das nicht allzu lange dauert, komme ich damit schon klar.“



Bei jungen Frauen mit niedriger und mittlerer formaler Bildung ist die Ausgangslage eine andere: Jede zweite erlebte den Lockdown als massiv negativen Einschnitt ins persönliche Leben. Wer noch zur Schule ging, findet zuhause vielfach keine optimale Lernumgebung vor: oft ist es räumliche Enge, die mangelhafte technische Infrastruktur

und – vor allem in bildungsarmen Familien – auch die fehlende Möglichkeit, von den Eltern Lernunterstützung zu bekommen. All jene jungen Frauen mit Bildungsabschlüssen ohne Matura, die bereits im Beruf stehen, arbeiten größtenteils in Bereichen, in denen Home-Office nicht möglich ist. Die Angst, sich am Weg zur Arbeit oder am Arbeitsplatz mit dem Corona-Virus anzustecken, ist in der Gruppe berufstätiger junger Frauen mit niedriger und mittlerer formaler Bildung daher gegenwärtig. Und die Angst um den Arbeitsplatz sowie existenzielle Nöte aufgrund eines coronabedingten Job-Verlusts sind in diesem Sozialmilieu ebenso sehr präsent.

Das Beste daraus machen: Motto derer, die sich an einer positiven Krisenbewältigung versuchen

In der Gruppe derer, die im Frühjahr 2020 eigenen Angaben nach alles in allem positiv durch die Zeit der Ausgangsbeschränkungen gekommen sind, versammeln sich junge Frauen, die der Ausnahmesituation des Lockdown mit positiven Bewältigungsstrategien begegnen. Sie positionieren sich als Akteurinnen, die ihr Leben in der Krise nicht aus der eigenen Hand geben. Wenn sie ihre Lebenssituation bewerten, ziehen sie häufig einen Vergleich zu anderen Menschen und sagen sich: „Ich komme damit zurecht, mich trifft es ohnehin weniger schwer als andere.“ Das gilt jedoch, wie bereits erwähnt, unter der Voraussetzung, dass der Ausnahmezustand nicht zu lange dauert bzw. dass sich eher über kurz als über lang ein Ende absehen lässt.

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/höhere formale Bildung/Region West: „Mir geht es den Umständen entsprechend gut, allerdings solange diese Maßnahmen nicht länger andauern.“

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Mitte: „Ich bin relativ entspannt, es trifft mich aber auch nicht so hart: Habe noch meinen Job bei voller Bezahlung, bin psychisch allgemein stabil und habe Hobbys, die ich zuhause machen kann.“

words of relevant mouth – weiblich/16 bis 19 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Süden: „Mir geht es ganz gut, nur der Bewegungsmangel macht einen fertig ...“

words of relevant mouth – weiblich/25 bis 29 Jahre/höhere formale Bildung/Wien: „Vorlesungen finden jetzt online statt und das Fitnesscenter hat zu, ansonsten hat sich mein Leben kaum verändert.“

In den Statements der jungen Frauen, die sich an einer positiven Krisenbewältigung versuchen, bilden sich unterschiedliche Muster ab:

- **Muster 1 – Akzeptanz der Situation:** Wer diese Bewältigungsstrategie wählt, versucht das Beste aus der ungewohnten und mit Unsicherheit behafteten Situation zu machen. Motto „Hinnehmen, was sich nicht ändern lässt, und bei all

dem, was in unserer Macht steht, aktiv werden und das Beste daraus machen“ – das klingt fast ein wenig nach stoischer Lebensweisheit.³

words of relevant mouth – weiblich/25 bis 29 Jahre/höhere formale Bildung/Region Mitte: „Augen zu und durch.“

words of relevant mouth – weiblich/16 bis 19 Jahre/höhere formale Bildung/Region Mitte: „Es ist anstrengend, aber notwendig.“

words of relevant mouth – weiblich/16 bis 19 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Mitte: „Es ist scheiße, aber wir müssen alle zusammenhalten und das machen, was uns gesagt wird.“

- **Muster 2 – optimistisch denken und das Beste hoffen:** Hier lautet das Motto „Wir werden das schaffen!“ oder vielleicht besser: „Wir wollen das schaffen!“ Dabei richtet sich die (aus heutiger Sicht ein wenig naive) Hoffnung auf ein rasches Ende der Krise bzw. möglichst rasche Rückkehr zur (alten) Normalität.

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/höhere formale Bildung/Region Westen: „Bin ein wenig besorgt um unsere Großeltern und um die älteren Generationen. Ich bin aber guter Dinge, dass alles gut wird.“

words of relevant mouth – weiblich/25 bis 29 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Mitte: „Naja, man macht sich schon Sorgen um seine Familie und auch um sich selbst. Dennoch bin ich sehr positiv gestimmt, dass sich die Lage in absehbarer Zeit wieder normalisiert.“

- **Muster 3 – positive Umdeutung** im Sinne von „Jeder Nachteil hat auch seinen Vorteil“: zum Beispiel mehr Zeit zu haben, aus der nervösen Geschäftigkeit, die unser Leben vor Corona kennzeichnete, eine gewisse Zeit heraustreten zu können oder auch die Geborgenheit im eigenen Zuhause zu genießen. Statements, die die Krise als Möglichkeit zu einer persönlichen Neuorientierung sehen, werden ebenfalls gebracht, stehen allerdings nicht im Vordergrund.

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/höhere formale Bildung/Region Westen: „Mir geht es gut. Für mich persönlich ist es keine Krise. Ich habe nun mehr Zeit für mich selbst und meine eigenen Interessen und Ziele.“

words of relevant mouth – weiblich/16 bis 19 Jahre/höhere formale Bildung/Region Süden: „Ich bleibe sowieso immer zu Hause. Mich stört das Ausgehverbot nicht.“

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Mitte: „Ist nicht so schlimm für mich: Bin gerne zuhause.“

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/höhere formale Bildung/Region Süden: „Okay, als Studentin ist es fad, aber ich schaue, dass ich beim Hofer aushelfen kann.“

³ vgl. Pigliucci, Massimo: Die Weisheit der Stoiker. Ein philosophischer Leitfaden für stürmische Zeiten, München, 2017, S. 39ff

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/höhere formale Bildung/Wien: „Mir geht es gut. Man muss sich neu anpassen und sein Leben anders planen, mehr auf die eigenen Gefühle und Gedanken achten.“

- **Muster 4 – Galgenhumor** als Strategie, emotionale Distanz zu wahren und nicht in Panik oder Trübsal zu verfallen. Das ist, wie die Studie „Junge Frauen in der Corona-Krise“ zeigt, bei 16- bis 29-jährigen weiblichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen allerdings eher Minderheitenprogramm.

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Mitte: „Sagt eine Henne zur anderen: Letzte Nacht hatte ich mindestens 40 Grad Fieber. Woher weißt du das? Heute Morgen habe ich ein gekochtes Ei gelegt.“

Ängste, Ärger und persönliche Krisen in der Krise

Die bei jungen Frauen zu beobachtenden positiven Bewältigungsstrategien sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass bei immerhin 34% der jungen Frauen aus bildungsnahen Milieus und sogar 48% der jungen Frauen aus der Bildungsgruppe mit niedriger und mittlerer formaler Bildung im Lockdown die negativen Gefühle überwiegen. Existenzängste (etwa bei Arbeitsplatzverlust) und diffuse Zukunftsängste (die sich vor allem bei Frauen, die noch in Ausbildung sind, beobachten lassen) sind hier ebenso zu erkennen wie die Angst vor einer Corona-Erkrankung oder auch anderwertige gesundheitliche Probleme, mit denen sich Betroffene in der Akutsituation des Lockdown allein gelassen fühlen. Eine generelle Verunsicherung ist spürbar. Zudem wirken sich die durch den Lockdown verursachte Unterbrechung gewohnter Alltagsroutinen und die Notwendigkeit zu *Social Distancing* negativ auf die Gefühlslage und das psychische und körperliche Wohlbefinden junger Frauen aus. Vor allem wenn sich mehrere negative Gefühlsmomente und konkrete negative Erfahrungen überlagern, spitzt sich die Situation zu und die Corona-Krise wird zur persönlichen Lebenskrise.

Doch auch wenn dies nicht der Fall ist, sehen viele junge Frauen ihr Leben durch die Corona-Maßnahmen auf den Kopf gestellt. Da sie im Modus der sozialen Distanz kaum Möglichkeiten finden, sich entweder im sozialen Miteinander abzulenken oder ihren teils widersprüchlichen Gefühlsbrei zu be- und verarbeiten, fühlen sie sich irgendwie aus der Bahn geworfen.

Social Distancing bedeutet für jene, die den Lockdown, wenn nicht als Schock-, so zumindest als klar konturierte Negativerfahrung erlebten, vielfach Langeweile, Lagerkoller, Einsamkeit und, verbunden mit dem Gefühl des Eingesperrtseins, die Gefahr, über kurz oder lang mit Panik zu reagieren.

words of relevant mouth – weiblich/16 bis 19 Jahre/höhere formale Bildung/Region Süden: „Die Umstellung war nicht so einfach: Ich vermisse es, rausgehen zu dürfen und mich mit Freunden zu treffen.“

words of relevant mouth – weiblich/25 bis 29 Jahre/höhere formale Bildung/Region Süden: „Ich bekomme nach und nach einen Lagerkoller.“

words of relevant mouth – weiblich/16 bis 29 Jahre/Wien/höhere formale Bildung: „Mir geht es nicht so gut, da es mich aus meiner Routine rausgebracht hat.“

words of relevant mouth – weiblich/25 bis 29 Jahre/höhere formale Bildung/Region Westen: „Mir ist langweilig, ich fühle mich sozial abgeschottet und ängstlich.“

Manche werden im Lockdown auch richtig „grantig“: Ärger über Mitmenschen, die sich nicht an die Corona-Maßnahmen halten und mit undiszipliniertem wie auch unsolidarischem Verhalten auffallen, sind dabei ebenso Thema wie Ärger über die Corona-Maßnahmenpolitik und das Krisenmanagement der politischen EntscheidungsträgerInnen.

Corona-Leugnerinnen finden sich wenige, doch auch sie gibt es: junge Frauen, die gegenüber der Krise ausweichen, sie leugnen oder zumindest ignorieren, sowie junge Frauen, die scheinbar sehr selbstbewusst mit **Verschwörungstheorien** argumentieren.

words of relevant mouth – weiblich/25 bis 29 Jahre/höhere formale Bildung/Wien: „Komplett lächerlich, die Politik übertreibt komplett und wittert einfach gute Umfragewerte. Die Menschen, die in Italien und China sterben, sind hauptsächlich alt und die Lebensqualität dort ist einfach nicht vergleichbar mit unserer. Es reicht, wenn man die Alten abschirmt, die davon betroffen sind. Die Bevölkerung ist viel zu pingelig. Ich stehe täglich in Kontakt mit unzähligen Menschen und greife x Handys, Computer und Co. an, wasche mir vielleicht dreimal am Tag die Hände und feuchte mir dennoch meine Finger an, wenn ich zum Beispiel eine Seite umblättern muss. Und siehe da: Mein Gesundheitscheck Mitte Februar hat gezeigt, dass ich gesund bin von A bis Z. Ich trainiere mit dem ganzen Zeug mein Immunsystem.“

words of relevant mouth – weibliche/20 bis 24 Jahre/höhere formale Bildung/Region Mitte: „Ich finde die Maßnahmen, die seitens der Regierung getroffen werden, Schwachsinn. Wohl auch deswegen, weil vielleicht eine viel mächtigere und auch weitreichendere Agenda dahinterstehen könnte ...“

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/niedrige und mittlere formale Bildung/Region Süden: „Das ist kein Virus, das ist nur ein wirtschaftliches Reset. Das wurde nur durch die Politik als Ausrede hergeholt.“

Oft lässt sich aus Sicht junger Frauen freilich gar nicht so leicht sagen, ob die Akutsituation des Lockdown aus der ganz persönlichen Perspektive nun positiv oder negativ zu bewerten ist, denn manches ist – zumindest auf Zeit – gar nicht so übel (beispielsweise das Aussteigenkönnen aus einer vor allem in studentischen Milieus ausgeprägten zeitgeistigen Geschäftigkeit), anderes wiederum ist furchtbar. Die eine oder andere findet sich, wenn sie mitten im Lockdown darüber nachdenkt, daher gefühlsmäßig in einer eher paradoxen Situation wieder und reagiert auf die Frage, wie es ihr denn im Corona-

Lockdown gehe, mit einem pragmatisch vorgebrachten „mittelprächtigt“ oder „mal so, mal so“.

words of relevant mouth – weiblich/20 bis 24 Jahre/höhere formale Bildung/Region Süden: „Ich fühle mich eingesperrt, doch komischerweise gleichzeitig sehr entspannt.“

words of relevant mouth – weiblich/16 bis 29 Jahre/höhere formale Bildung/Region Westen: „Ich bin leicht nervös, aber es ist grundsätzlich erträglich.“

words of relevant mouth – weiblich/25 bis 29 Jahre/höhere Bildung/Wien: „Wie es mir geht? Gemischt. Es ist ungewohnt.“

Was jedenfalls auffällt, ist, dass junge Frauen aus den Bildungsschichten ihren persönlichen Gefühlskosmos besonders genau reflektieren und bewerten.

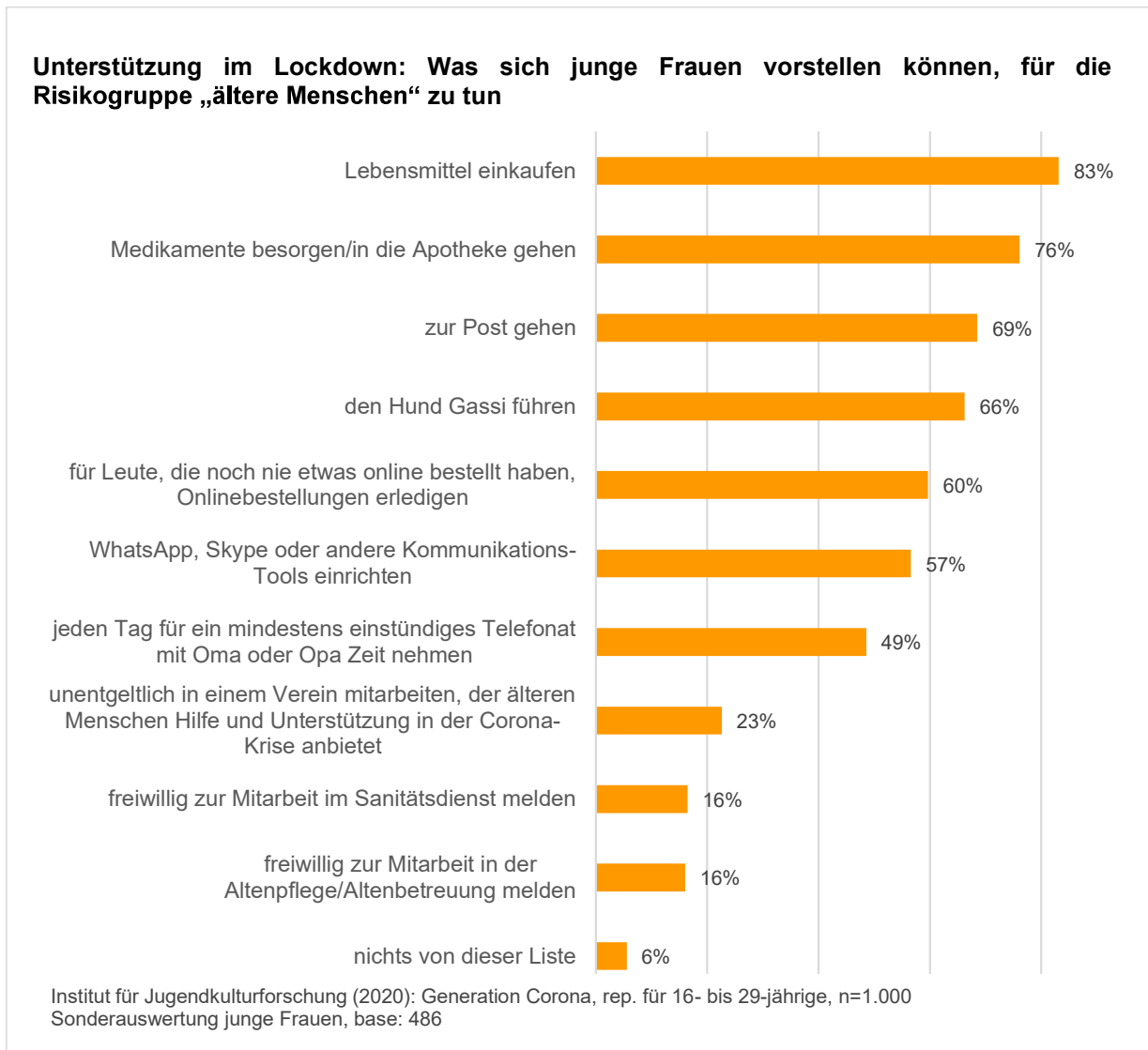
Solidarisch-eigenverantwortliches Verhalten überfordert viele

In der öffentlichen Debatte wurde jungen Menschen im Zusammenhang mit Covid-19 vielfach mangelndes Einfühlungsvermögen und fehlende Solidarität mit Risikogruppen unterstellt. Viele würden den Ernst der Situation verkennen und wären nicht bereit, über den eigenen Tellerrand hinaus zu schauen, hieß es. Zumindest zu Beginn der Krise trifft dies, wie die Jugendforschung zeigt, auf die breite Mehrheit der jungen Frauen allerdings nicht zu. Die von mancher Seite vertretene Ansicht „Ich persönlich gehöre nicht zur Corona-Risikogruppe und möchte mich im Alltag daher nicht einschränken“, stieß im Frühjahr 2020 bei 80% der Mädchen und jungen Frauen auf Ablehnung. 96% waren hingegen der Meinung, jeder und jede Einzelne müsse einen Beitrag leisten und mithelfen, um die Covid-19-Pandemie in den Griff zu bekommen.

Zu Beginn der Krise fühlten sich junge Frauen als Teil einer großen Corona-Schicksalsgemeinschaft: Sie teilten mit Bevölkerungsgruppen, mit denen sie im Leben vor Corona kaum Kontakt hatten und für die sich viele von ihnen auch nicht wirklich interessierten, ein gemeinsames Schicksal. Sie sahen die Corona-Krise als ein Problem, das sich nur durch gemeinsame Anstrengungen meistern lässt. Und es gab ein gemeinsames Ziel: nämlich möglichst rasch aus dieser Krise wieder herauszukommen. In diesem Szenario wurde das „Team Österreich“ bei jungen Frauen zu einem positiv konnotierten, generationen- und milieuumspannenden Projekt.

Der Corona-Schock mobilisierte Hilfsbereitschaft gegenüber der Risikogruppe „ältere Menschen“. Die Mehrheit der jungen Frauen konnte sich in der Phase des Lockdown vorstellen, ältere Menschen, denen dringend angeraten wurde, das Haus so wenig wie möglich zu verlassen, um sich keinem unnötigen Infektionsrisiko auszusetzen, durch das Erledigen von Besorgungen zu unterstützen. Auch das Einrichten von WhatsApp oder Skype, damit ältere Menschen den *Social Distancing*-Modus nicht völlig isoliert und ohne

Kontakt zu Familie und FreundInnen erleben müssen, oder Online-Bestellungen für diejenigen durchführen, die vor der Krise alle ihre Einkäufe offline erledigt hatten, schienen vielen eine Möglichkeit zu sein, in der Krise selbst einen kleinen Beitrag zu leisten.



Im Ausnahmezustand des Lockdown war häufig vom „Team Österreich“ die Rede und, dass wir gemeinsam die schwierige Situation schon irgendwie meistern würden. Das gab jungen Frauen Hoffnung und mobilisierte ihre Energien. Wer älteren Menschen im Lockdown informelle Hilfe und Unterstützung anbot, hatte eine Aufgabe, litt im Lockdown daher weniger unter der zusammenbrechenden Tagesstruktur und konnte für sich zudem das Gefühl verbuchen, trotz Lockdown nicht *nichts*, sondern etwas Sinnvolles zu tun. Doch bald schon ging den jungen Menschen die Luft aus. Das *über den eigenen Tellerrand Hinausblicken* fiel zunehmend schwerer, und zwar in dem Maße, in dem die persönlichen Belastungen wuchsen.

Die Herausforderungen, mit denen sich junge Menschen im Krisenalltag konfrontiert sahen, begannen sich im Laufe der Zeit gefühlsmäßig zu verdichten. Um hier nur drei Schlüsselbereiche zu nennen:

- **Nicht alles, aber vieles im Krisen-Modus ist eine Frage der Wohnsituation**

In vielen Familien war man es nicht gewohnt, so viel Zeit miteinander zu verbringen, und man ging sich – vor allem bei beengtem Wohnraum – daher bald auf die Nerven. Immerhin 30% der 16- bis 29-jährigen Mädchen und jungen Frauen gaben in der Repräsentativ-Umfrage zur Jugendwertestudie 2020 an, dass man sich während der Ausgangsbeschränkungen in der Familie wechselseitig ziemlich auf die Nerven ging. Das ist nicht neu und wurde im Kontext der Krise auch öffentlich diskutiert.

Weniger präsent ist hingegen, dass junge Frauen, die alleine wohnen, aber auch junge Frauen, die in Mehrgenerationenhaushalten leben, im Corona-Lockdown besondere Belastungen erlebten. Die einen fühlten sich weggesperrt und einsam – das war vor allem im großstädtischen Raum ein Problem, zumal, wie eine im Herbst 2019 durchgeführte Repräsentativumfrage unter 16- bis 29-jährigen zeigt, beispielsweise in Wien ein Fünftel der jungen Menschen im Alter von 16 bis 29 Jahren allein lebt.⁴ Die anderen, die in Mehrgenerationenhaushalten wohnten, trauten sich oft nicht, das Haus zu verlassen, um Covid-19 nicht zuhause einzuschleppen und damit die eigenen Großeltern, die in die Risikogruppe fallen, zu gefährden.

- **Freizeit im Ausnahmezustand**

Wie man aus der Jugendforschung weiß, ist die Freizeit für junge Menschen ein sehr wichtiger Lebensbereich. Sie bietet Raum für persönliche Interessen und schafft Ausgleich zu Belastungen des Schul- und Berufsalltags. Und: Sie dient der Gesellschaft der Altersgleichen als Möglichkeit, aus den Vorgaben der Erwachsenenwelt herauszutreten und unter sich zu sein. Nicht zuletzt deshalb kommt von Jugendlichen auch immer wieder die Klage, dass sie zu wenig Freizeit hätten. Im Lockdown fanden sich junge Frauen nun aber plötzlich in einer seltsamen Situation wieder: Sie hatten zum Teil sehr viel mehr Zeit als vor der Krise, konnten diese aber nicht gemäß ihren Freizeitbedürfnissen nutzen.

Die für die breite Mehrheit junger Menschen vielleicht einschneidendste Erfahrung war die des *Social Distancing*. Sozialkontakt oder, wie man in der Forschung zu sagen pflegt, Soziabilität ist ein menschliches Grundbedürfnis. Da die Ausgangsbeschränkungen eine massive Einschränkung der Sozialkontakte erforderlich machten, blieb dieses Grundbedürfnis unerfüllt. Junge Menschen, die mehr noch als ältere Bevölkerungsgruppen Kontakte zu ihren FreundInnen pflegen,

⁴ Ergänzungsmodul zur Jugendwertestudie 2019, durchgeführt vom Institut für Jugendkulturforschung in Kooperation mit tfactory

die gerne neue Leute kennenlernen und die vielfach auch große Kontaktnetzwerke haben, fühlten sich von der Gesellschaft der Altersgleichen abgeschottet, sozial isoliert und gelegentlich auch richtig einsam. Sie erlebten einen *horror vacui*.

Diejenigen, die in der Wahrnehmung der erwachsenen Öffentlichkeit die „Generation Social Media“ repräsentieren, sahen Online-Kommunikation in dieser Situation eher als Notlösung und weniger als vollwertigen Ersatz für reale Kontakte von Angesicht zu Angesicht. Wobei man eines sehen muss: Introvertierte, die wie die Jugendfreizeitforschung zeigt, in ihrem Freizeitverhalten deutlich weniger „outgoing“ sind als Extrovertierte, hatten es im Lockdown leichter: Sie fühlten sich weniger eingeschränkt. In der Altersgruppe der 16- bis 29-jährigen liegt der Anteil der Introvertierten, die in der Freizeit gerne für sich allein Sport und Bewegung machen oder auch bevorzugt auf kreative Aktivitäten wie Fotografieren, Schreiben, Musikmachen oder auch Gaming setzen, bei 40%.⁵

- **Lernen auf Distanz drückt auf Dauer die Motivation**

Doch nicht nur die Wohnsituationen und die Freizeitgestaltung im *Social Distancing*-Modus wurden für viele zur Herausforderung, bei Schülerinnen und Studierenden stellte sich auch beim Lernen im *Homelearning*-Modus bald eine gewisse Erschöpfung ein. Was spürbar wurde, war, dass die Bildungsschere im *Distance Learning* auseinander ging: Das Gefälle zwischen Lernleistungsstarken und Lernleistungsschwächeren ließ sich selbst von sehr engagierten Lehrenden kaum angemessen überbrücken – das spürten nicht nur die Lehrenden, sondern eben auch die Lernenden.

Aus der Forschung wissen wir, wie wichtig Gemeinschaftserfahrungen als Motivationsfaktor in Lehr-Lern-Zusammenhängen sind. Lerngemeinschaften bieten die Möglichkeit, Lehrbuchwissen im *learning by doing* ins Konkrete zu wenden. Lerninhalte hinterlassen so eher einen bleibenden Eindruck als im Modus des moderierten Selbststudiums. Darüber hinaus steigern, wie die Forschung zeigt, Face-to-face-Lernsettings, die positiv als Wohlfühlumgebung erlebt werden, die Leistungsmotivation. Die Mehrheit der Jugendlichen arbeitet lieber im Team als alleine. Da junge Menschen soziale Wesen sind, ist es ihnen wichtig, mit Gleichaltrigen nicht immer nur über Lernstoff reden zu müssen, sondern sich in der Schule und an der Uni auch über andere Themen als Lerninhalte austauschen zu können.⁶

⁵ Institut für Jugendkulturforschung: *Leisure is Pleasure – die Jugendfreizeitstudie*. Tabellenband (Eigenstudie des Instituts für Jugendkulturforschung), Wien, 2019, S. 10

⁶ vgl. Beate Großegger/Institut für Jugendkulturforschung: *Motivation to Succeed – die Jugendstudie*. Textkommentar (Eigenstudie des Instituts für Jugendkulturforschung), Wien, 2019

Doch im Lockdown war digitales Lernen Grundvoraussetzung, wenn nicht einzige Chance, dass der Bildungsbereich nicht völlig zum Erliegen kam. Das war den jungen Frauen durchaus bewusst. Und daher galt es aus ihrer Sicht in den sauren Apfel zu beißen. Rein digitales Lernen auf Distanz ist und bleibt für sie dennoch eher eine Notlösung als eine akzeptable Zukunftsvision.

Je länger die Krise dauerte, desto anstrengender erlebten junge Frauen die coronabedingt neue Lebenssituation. Und dies beeinflusste letztlich auch ihr Verhalten. Von der Botschaft, die Krise doch auch als eine Chance zu sehen, hielten sie zunehmend wenig. Mag sein, dass es ihnen objektiv gar nicht so schlecht ging. Aber viele fühlten sich schlecht. Und Menschen reagieren bekanntermaßen nicht darauf, „wie eine Situation ‚objektiv‘ ist, sondern darauf, wie eine Situation von ihnen selbst subjektiv wahrgenommen und erlebt wird.“⁷ Kein Wunder also, dass das gemeinsame Projekt des „Team Österreich“ aus dem Blickfeld geriet.

Dass das „Team Österreich“ scheiterte, hat aber auch noch einen anderen wesentlichen Grund. Erfolge in der mit gemeinsamen Kräften zu bewerkstelligenden Bewältigung der Krise stellten sich nicht so rasch ein, wie vermutet und erhofft. Junge Frauen wurden – wie viele andere Bevölkerungsgruppen – zum Opfer einer naiven Machbarkeitsfiktion, sie dachten, wenn wir uns alle für einige Zeit zusammenreißen, geht das Leben schon bald weiter wie vorher. Doch dies war ein Irrtum. Nach vier bis sechs Wochen meinten selbst diejenigen, die positiv dachten: „Langsam wird es mühsam“. Sie hatten – wie so viele andere ÖsterreicherInnen auch – das Potential des Virus schlicht und einfach unterschätzt.

Was also tun?

Um junge Menschen in der Phase der neuen Normalität, in der wir uns derzeit befinden und in der das Virus nach ExpertInneneinschätzung noch lange nicht besiegt ist, erneut dafür zu gewinnen, über den eigenen Tellerrand raus zu schauen und, soweit möglich, selbst einen Beitrag zur Bewältigung der für alle in der einen oder anderen Form schwierigen Situation im Kontext von Covid-19 zu leisten, wird man die Defiziterfahrungen, die die Jugend im Lockdown machte, ins Blickfeld nehmen und diesen etwas entgegensetzen müssen:

- Erstens muss es für junge Menschen klar sein, was es bringt, die mit den Corona-Maßnahmen verbundenen Verhaltensnormen einzuhalten. Und: Es *muss* aus Sicht der Betroffenen etwas bringen, und zwar in absehbarer Zeit. Junge Frauen würden eine Politik der kleinen, in ihrem Nutzen für den persönlichen Alltagsvollzug dafür aber sehr konkreten Schritte vermutlich durchaus akzeptieren. Mangelnde Information, auf

⁷ Stürmer, Stefan: Sozialpsychologie, München/Basel, 2009, S. 12

welchen Entscheidungsgrundlagen zum jeweiligen Zeitpunkt der Pandemie Maßnahmen gesetzt werden, mangelnde Transparenz bezüglich der Effektivität (oder auch Ineffektivität) der jeweiligen Maßnahme und eine Krisenkommunikation, die jungen Frauen zum Teil das Gefühl vermittelt, Krisenmanagement funktioniere nach dem Prinzip „Machen wir einmal, dann sehen wir schon“ wirken jedenfalls kontraproduktiv.

- Zweitens darf man Engagement für das große Projekt, das da lautet „Wir alle gemeinsam werden die Corona-Krise bewältigen“, nur dann erwarten, wenn sich junge Menschen als lebendigen Teil einer Schicksalsgemeinschaft, die ein gemeinsames, sehr konkretes Ziel verfolgt, erleben können. Wobei wichtig ist, dass dieses Ziel (nur) durch gemeinsame Initiative, dafür aber in absehbarer Zeit erreicht werden kann. Auch im partizipativen Kontext geht es hier also um eine Politik der kleinen Schritte. Wer an die Solidarität junger Menschen appelliert, sollte ihnen die Möglichkeit geben, mit kleinen, informellen Beiträgen, die sie in ihrem Alltag erbringen, vergleichsweise schnell zumindest kleine persönliche Erfolgserlebnisse mitzunehmen – das stärkt die Selbstwirksamkeitsüberzeugung und fördert die Motivation, auch dann dranzubleiben, wenn es zäh wird.
- Drittens muss man sehen, dass junge Menschen vielfach verunsichert sind und nicht wissen, wie sie bis zum Ende der Krise durchhalten bzw. ihr Leben noch viele weitere Monate, in denen uns Covid-19 zur bislang gewohnten Normalität auf Distanz halten wird, im Griff behalten sollen. Umso mehr erhoffen und erwarten sie sich von den politischen EntscheidungsträgerInnen wie auch den GesundheitsexpertInnen einen Plan für die Bewältigung der Krise. Was es braucht sind klare und zugleich realistische Zielperspektiven, und zwar umso mehr, je weniger sich in der krisengebeutelten eigenen Biographie eine Zielorientierung für die eigene nahe *Zukunft mit Covid-19* formulieren lässt. Was sich junge Frauen wünschen, ist Übersichtlichkeit, Verbindlichkeit und ehrliche Antworten auf berechnete Fragen, die ihnen in Zusammenhang mit dem Corona-Virus und seinen Folgen durch den Kopf gehen.
- Und last not least wird man wohl auch (mehr) über coronarisikoverträgliche Angebote, die dem jugendlichen *horror vacui* gegensteuern, nachdenken müssen.